

Beilage zu Nr. 141 des Grenzhealers.

Neuenbürg, Donnerstag den 9. September 1897.

Die Getreidepreise.

Beim Erlaß des Börsengesetzes wurde auch die Hoffnung gehegt, daß das Verbot des börsenmäßigen Terminhandels die Preisbildung der Körnerfrüchte in bessere Bahnen lenken werde. Auf diese Weise sollte der naturgemäße Zustand herbeigeführt werden, daß wieder Vorrat und Bedarf die maßgebenden Faktoren der Preisbildung sein würden. Der Erfolg zeigt, daß diese Erwägungen richtig waren. Die Preise für die wichtigsten Pflanzfrüchte, Roggen und Weizen, sind heute durchschnittlich 40 M pro Tonne höher als vor einem Jahre. Diese für unsere schwer leidende Landwirtschaft erkreuliche Thatsache ist hauptsächlich eine Folge des Verbots des Terminhandels in Getreide.

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch andere Umstände zu der Steigerung der Getreidepreise beigetragen haben, beispielsweise ungünstige Berichte aus einigen körnerzeugenden Ländern, ferner die Ueberschwemmungen, durch die hier und da unsere heimische Ernte gelitten hat. Da wir aber andererseits eine gute Mittel-ernte haben, die die Preise drücken müßte, so muß noch ein anderer Umstand bestehen, der den großen Preisunterschied zwischen diesem und dem vorigen Jahre erklärt. Und dieser Umstand ist das Verbot des Getreide-Terminhandels.

Vor dem Erlaß des Börsengesetzes wurden die Getreidepreise zur Zeit der Ernte unter der Herrschaft des Differenzgeschäftes künstlich gedrückt. Den Schaden trugen die Landwirte, die, um bares Geld zum Bezahlen ihrer Schulden zu erhalten, in den meisten Fällen gezwungen waren, ihr Getreide so schnell wie möglich zu verkaufen. In aller Erinnerung dürften noch aus vorletztem Herbst die Nachschüssen der Firma Cohn und Rosenberg in Berlin sein. Der frühere Handelsminister Frhr. v. Berlepsch hat ausdrücklich den durch die Sachlage völlig unberechtigten Druck festgestellt, welchen diese Firma zu rein spekulativen Zwecken auf die Getreidepreise übt, sowie den schweren Schaden, welcher dadurch den Landwirten erwachsen ist. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich jährlich. Der durch einen solchen Preisdruck den Brotverzehrer erwachsene Vorteil wurde später wieder dadurch ausgeglichen, daß die Preise künstlich durch Terminalspekulationen in die Höhe getrieben wurden. Die Brotverzehrer hatten also an dem Terminhandel auch kein Interesse, ebenso wenig der reelle Händler, der wirkliches, lieferbares Getreide in Händen hat. Denn unter der Herrschaft des Termingeschäftes wurde sein Interesse von den Spekulanten unterdrückt. Produzenten, Konsumenten und auch die reellen Händler stehen also heute besser als früher.

Den Nachteil von dem Verbot des Terminhandels haben allein die Spekulanten. Ihre Einnahmequelle ist verstopft. Ihr Aerger darüber ist um so größer, als die früheren Preisnotierungen der Berliner Produktenbörse weder von den Landwirten noch von den reellen Getreidehändlern, die das Getreide kaufen, weil sie es brauchen, und nicht, weil sie damit wetten wollen, vernutzt werden. Die Notierungen der Zentralthalle der Landwirtschaftskammern, die sich, wie der aufmerksame Beobachter erkennt, täglich verbessern, genügen den Ansprüchen.

Das Ende eines Traumes.

In einem schweizerischen Verlage ist neulich unter dem Titel „Utopie und Experiment“ ein Buch erschienen, worin die Erfahrungen geschildert werden, die der italienische Sozialdemokrat Dr. Giovanni Rossi mit einer nach sozialistischem Rezept gegründeten Kolonie gemacht hat. Dr. Rossi hatte sich als Schriftsteller und Agitator in seiner Heimat einen Namen gemacht, als er sich im Anfang der neunziger Jahre nach Südamerika einschiffte, um hier den Beweis zu liefern, daß der Sozialismus kein Ding der Unmöglichkeit, sondern der zur Wirklichkeit gewordene Himmel auf Erden sei. Daß dieser Beweis

mißlingen würde, war unschwer vorauszusagen. Das Bemerkenswerte ist, daß Dr. Rossi die Utopie, an denen sein Unternehmen gescheitert ist, selbst der Öffentlichkeit übergeben hat. Seine ohne Tusch und Schminke hergestellte Geschichte der Kolonie Cecilia ist die vernichtendste Widerlegung, die den Zukunftsplänen der sozialistischen Weltverbesserer zu teil geworden ist.

Das Landstück, welches die Kolonisten unter Rossi's Führung im April des Jahres 1890 besetzten, lag im südlichen Brasilien in der Provinz Parana. Hier, in den jungfräulichen Einöden eines von der Natur überreich bedachten Landes, wollten die von sozialistischen Glückerträumen erfüllten Menschen versuchen, wie man ohne Privateigentum, Gesetze und Regierung leben könne. Die Kolonisten waren mit wenigen Ausnahmen Italiener, darunter die meisten durch Rossi's goldene Versprechungen aus der alten Heimat weggelockt; in der Zeit ihrer größten Ausdehnung zählte die Kolonie 250 Personen. „Wir hatten“, so erzählt Rossi, „keinerlei soziale Organisation, weder Statuten noch Häupter. Oft verständigten wir uns gemeinsam wie gute Freunde, ein anderes Mal handelte jeder nach eigenem Gutdünken. Streitigkeiten blieben natürlich nicht aus, aber sie nahmen nie einen ernsthaften Charakter an!“

Es dauerte ein Jahr, da war die Kolonie verkracht, und die Bewohner waren in alle Richtungen der Windrose zerstreut. Wie das kam, schildert Rossi in folgenden Sätzen: „Wie konnte der Egoismus in einem anarchischen Gemeinwesen funktionieren? Nur durch Vergleich des Ertrages der eigenen Arbeit mit dem der andern. Dieser Vergleich war leicht anzustellen und zwar zu Ungunsten der Nichtbauern unter den Genossen. Das Ergebnis war, daß einige Bauern das Gemeinwesen verließen und sich auf eigenem Grund und Boden als unabhängige Kolonisten anstellten. Andere blieben. Aber von diesen spornten die meisten ihrer Genossen schweigend oder offen zu größerer Thätigkeit an. Hieraus ergab sich die eigenartige Erscheinung, daß in jener anarchischen Gesellschaft ein jeder die Kontrolle seines Genossen auf sich lasten fühlte, eine, wengleich schweigende und verkappte, so doch in Wahrheit viel schwerere und unerträglichere Kontrolle als die eines Betriebsführers in einer europäischen Fabrik. Da das Recht zum Müßiggang fehlte, so war die Anarchie ein leeres Wort geworden: der Aufenthalt in Cecilia war für manche moralisch peinlich geworden. . . Meine arme Freiheit, in was für einen Schraubstock bist du da hineingeraten!“

Wie man sieht, ist hier von dem früher so oft verkündeten Satze, daß die Menschen im sozialistischen Gemeinwesen Engel würden und daß die Faulheit von selbst verschwinden werde, wenig zu spüren, ja an einer andern Stelle heißt es sogar: „Man möge sich nicht der Täuschung hingeben, in irgend einer sozialistischen Kolonie das Paradies auf Erden finden zu können; der Mensch verliert daselbst nicht durch ein Wunder seine eselhaften Eigenschaften.“

Ähnliche Bestrebungen wie die, die im Jahre 1890 zur Gründung der Kolonie Cecilia geführt haben, sind auch in Deutschland hervorgetreten. Wer sich von sozialistischen Anwandlungen nicht frei weiß und eines kräftigen Schutzmittels bedarf, der lese das Buch „Utopie und Experiment“, das ihn mit einem heilsamen Abscheu erfüllen und gegen die Gefahr einer sozialistischen Ansteckung nachhaltig festem und seien wird.

In Bergedorf bei Hamburg ist eine sozialdemokratische Gründung zusammengebrochen. Vor mehreren Jahren gründeten dort Arbeiter einer Glasfabrik nach einem erfolglosen Auslande eine eigene Glashütte. Sie traten zu einer Produktiv-Genossenschaft zusammen, gaben Anteilscheine aus und erhielten von den Gewerkschaften der Glasarbeiter sehr erhebliche Geldzuwendungen. Das Unternehmen mißglückte

infolge dauernden Absatzmangels vollkommen und konnte auch nicht durch neue Darlehen, die von der Leitung des Gewerkschaftsverbandes noch vor einem Jahr eingenüchig gewährt wurden, am Leben erhalten werden. Schon im Juni kam es auf der Jahresversammlung der Glasarbeiterverbände in dieser Angelegenheit zu ärgerlichen Auseinandersetzungen, und man beschloß, die Glashütte eingehen zu lassen. Die Genossenschaft trat in Liquidation, und jetzt ist auf Antrag der beteiligten Gewerkschaften der Konkurs eröffnet. Die Arbeiter haben bei diesem Versuch, selbständig als Produzenten aufzutreten, ein um so schmerzlicheres Lehrgeld zu zahlen, da zahlreiche Anteilscheine der Glashütte von beschriebenen Ersparnissen erworben wurden, die für die Arbeiter wahrscheinlich ganz verloren gehen.

Unterhaltender Teil.

Herzens-Adel.

Von H. Beyer.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung)

Der junge Mann drückte sein Taschentuch an die Augen, seufzte und sprach:

„Verzeihung, Herr Baron, Verzeihung dem Verblendeten, der, taub für die Sprache der Vernunft, sich bethören ließ von dem süßen Drang seines Herzens, daß er, sich hinauswagend aus der Sphäre seiner Niedrigkeit, ein Glück zu ergreifen suchte, wonach er nicht die Hand ausstrecken durfte.“

Ich erkenne meine Schuld, ich habe Ihr Vertrauen getäuscht und Leid über Ihre Tochter gebracht. Und darum — strafen Sie mich, Herr Baron, durch Entziehung Ihres väterlichen Wohlwollens, das ich nicht verdiene.“

Der Baron schüttelte den Kopf.

„Ihre tiefe Reue, mein Sohn, über eine eingebildete Schuld,“ sagte er innig gerührt, „liefert mir einen neuen Beweis für die Vortrefflichkeit Ihres Charakters, und wenn Gisela's Hand zur Zeit noch frei wäre, beim Himmel ich würde keinen Augenblick zögern, sie in die Ihrige zu legen. So aber — er hielt einen Moment inne, gleichsam, als koste es ihm Selbstüberwindung, etwas zu sagen, was dem jungen Mann jede Hoffnung für immer rauben mußte — „so aber besitze ich über die Hand meiner Tochter kein Verfügungsrecht mehr.“

Es ist ein Verhängnis, daß Gisela die Gattin ihres Cousins, des Grafen Richard von Stolzenberg, werden muß.“

Der junge Lehrer zuckte zusammen und stieß einen bangen Seufzer aus.

Was der Baron noch weiter erzählte, wie er einst seiner sterbenden Schwester in die bereits erkaltende Rechte gelobt, daß ihr Richard und seine Gisela ein Paar werden sollten, das vernahm Eugen in seiner Schmerzversunkenheit kaum noch.

Der Baron erhob sich und mit ihm zugleich der Lehrer.

„Und nun, mein junger Freund, leben Sie wohl, und reisen Sie mit Gott!“ sagte der Baron und erfaßte die Hände Eugen's.

„Mögen Sie Gisela wie ein Traumbild vergessen und über kurz oder lang in der Liebe eines edlen Herzens Ersatz finden.“

Der Jüngling schüttelte traurig das Haupt und über seine Wangen glitten zwei große Thränen.

„Bemühen Sie sich, ohne Bitterkeit an die Stunde der schweren Enttäuschung zurückzudenken; denn: So war es bestimmt in Gottes Rat, und — es hat nicht sollen sein!“

Der Baron wandte sich schnell ab und trat an's Fenster.

Lautlos verließ der junge Mann den Salon.

Er begab sich hinaus, um den Wagen zu bestellen, der ihn zur Bahnstation fahren sollte.

Durch einen mit bunten Läufern ausgelegten

Nr. 139.

(Geburts-
r andern
l) multi-
Resultate
der beiden



Korridor hinschreitend, kam er zu einer Thür, vor der er unwillkürlich stehen blieb.

Wie oft war er hier eingetreten, und mit welchen Empfindungen! Wurde er doch drinnen im Musiksaal stets von seiner Schülerin erwartet, deren holdes Erwidern bei seinem Anblick und Gruß auch den Pulsschlag seines Herzens in schnelleres Tempo versetzte!

War es darum zu verwundern, wenn es ihn jetzt wie mit Zaubergewalt in diesen durch selbige Erinnerungen ihm geweihten Raum zog, bevor er das Haus auf Nimmerwiederkehr verließ?

Jögernd, leise öffnete er die Thür, und da er drinnen Niemand gewahrte, so schritt er über die Schwelle, den Eingang hinter sich schließend.

Das Instrument, ein prächtiger Flügel, stand geöffnet da, ein ausgeschlagenes Notenheft, der gepolsterte Doppelsessel, Alles befand sich am gewohnten Platz, nur sie fehlte, sie — seine Schülerin!

Seit drei Tagen bereits hatte er, weil Arthur, der zwölfjährige Bruder Gisela's, in Folge einer Erkältung krank darniederlag, sämtlichen Unterricht eingestellt. Da der Knabe nach seiner Wiedergenesung ein Gymnasium besuchen sollte, die wissenschaftlich-musikalische Ausbildung der Baroness aber für abgeschlossen erachtet werden durfte, so war der Thätigkeit eines Lehrers hier im Hause ein Ziel gesetzt. — Eugen nahm am Instrument Platz und begann zu präledieren.

Wie jögernd glitten anfangs seine Finger über die Tasten hin, gleichsam als scheuten sie sich, mit der Erinnerung an bekannte Melodien auch den Schmerz zu wecken, der jetzt dort schlummernd ruhte, wo ehemals jauchzende Lust ihre goldenen Schwingen erregt hatte.

Ausdrucksvoller, klangreicher wurden die Akkorde.

Die Harmonieverbindungen leiteten ihn unwillkürlich über in die Weise einer Arie, die er, sich selbst begleitend, mit gedämpfter Stimme zu singen begann:

„Weine nicht, es ist vergebens!
Alle Freuden dieses Lebens
Sind ein Traum der Phantasie;
Nähe Dich, es zu vergessen,
Dah Du einst ein Glück besessen,
Denke: Du besaß'st es nie!“

Mit einer harten Dissonanz, die wie der Ausschrei einer vom Weltschmerz zerrissenen Seele in den harmonischen Schlussakkord hineinschritt, endigte Spiel und Gesang.

„Nähe Dich, es zu vergessen,
Dah Du einst ein Glück besessen!“

jitterte es von Eugen's Lippen, der überwältigt vom Ansturm seiner Empfindungen, sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Da fühlte er sich sanft an der Schulter berührt, und rasch aufsehend, wandte er sich um: Seine ehemalige Schülerin stand ihm gegenüber.

Doch nicht seine Herzerkorene, sondern eine Grafenbraut sah er jetzt vor sich.

Und wie erhaben, wie hoheitsvoll stellte sich ihm in diesem Moment ihre Erscheinung dar! Das war nicht mehr die Idealgestalt der Angebeteten, deren Bild er einst in seiner Seele getragen hatte, das war die stille, unnahbare Majestät der Jungfrauenjähne, die ihm aus den edlen Körperformen, aus dem Madonnen-Ansicht mit den Rosenlippen, den himmelblauen Augen, von der klaren, lockenumwallten Stirn entgegenleuchtete.

„So willst Du wirklich fort, Eugen?“ sprach Gisela mit einem rührenden Lächeln, während ihre großen, seelenvollen Augen im feuchten Schimmer erglänzten.

„Mein Wille kommt hier nicht in Betracht, gnädigste Baroness, da, wie Ihnen —“

„Aber wie sprichst Du denn zu mir, Eugen,“ unterbrach sie ihn, indem sie dicht an ihn herantrat.

Der junge Mann ergriff ihre schöne Hand, und zog die zarten, schlanken Finger an seine Lippen.

„Baroness,“ sprach Eugen mit bebender Stimme, „ich habe kein Recht mehr, Ihnen gegenüber die Förmlichkeiten der Gesellschaft außer Acht zu lassen! Ihre Bestimmung, die Gattin des Herrn Grafen von Stolzenberg zu werden —“

„Ich, die Gattin meines Cousins?“ unterbrach sie ihn abermals. „Nie wird dieser Plan Verwirklichung finden. Ich habe es dem Papa bereits wiederholt gesagt, daß ich Richard nicht leiden mag, denn sein Charakter, seine Manieren — doch, ich will mich jeden harten Urteils über ihn enthalten und nur noch wiederholen, daß nichts auf der Welt im Stande sein wird, mich zu bewegen, ihm die Hand zum Lebensbund zu reichen.“

Es war etwas vom Heiligsten in der Menschenseele, was jetzt, aus ihrem reinen Herzen hervordringend, wie der verklärende Schmerz einer opfermütigen Dulderin über ihre engelgleichen Züge sich ergoß, als sie nach kurzem Schweigen hinzufügte: „Nad sollte ich Dir, mein Eugen, nicht angehören dürfen, dann — dann wird in der Entsagung mir ein stiller Glück erblühen, in dem Bewußtsein daß ich von einem edlen Herzen geliebt worden bin!“

Thränen entperlten ihren schönen Augen. Wüthig ergriffen, stand der junge Mann da, und der Kampf zwischen Pflicht und Liebe, der sich in seiner Brust entfacht hatte, war deutlich in seinen Zügen ausgeprägt.

„Gisela!“ hauchte er mit freudig erlösenden Wangen. „Unsere Herzen haben wieder einen Vereinigungspunkt gefunden — in der Entsagung!“ Zärtlich schloß er die holde Maid in seine Arme, und der Engel der Hoffnung nahm sie Bräute wieder unter seine himmlischen Fittige.

„Das ist der Liebe heiliger Götterstrahl,
Der in die Seele fällt und schlägt und zündet,
Wo sich Verwandtes zu Verwandtem findet.
Da giebt's kein Widerstand und keine Wahl;
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.“
(Fortsetzung folgt.)

Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ schreibt: Den Kägen, denen in den Militär-Proviantämtern die Vertilgung der Mäuse anvertraut gewesen, ist „gekündigt“ worden. Nach einer Verfügung des Kriegsministeriums sollen bei diesen Ämtern die Kägen abgeschafft und durch die Bößlerischen Bacillus den Mäusejähne eine Vernichtung der Mäuse versucht werden. Man erwartet, daß das neue Verfahren besser und auch billiger ist. Für die Unterhaltung einer Käge waren bisher etatsmäßig 18 M. jährlich ausgeworfen, während das neue Verfahren einen Kostenaufwand von 12 M. verursacht. Außerdem hatten sich die Kägen insofern nicht bewährt, als sie zu viel Schmutzereien machen. Das neue Verfahren ist an sich sehr einfach. Der Inhalt eines Reagenzglases wird in einem Liter Wasser, dem ein Theelöffel voll Kochsalz zugesetzt ist, aufgeschwemmt, alsdann werden Würfel altbackenen Brotes mit der Flüssigkeit getränkt und an den Orten, an denen die Mäuse vernichtet werden sollen, ausgelegt. Mit einem Liter können etwa 1000 Brostücker getränkt werden. Die Mäuse, die von dem Brot naschen, erkranken alsbald, verkrüppeln sich dann aber nicht in ihre Böhler, sondern zeigen im Gegenteil das Bestreben, die frische Luft aufzusuchen, so daß sie, nachdem sie verendet sind, leicht beseitigt werden können. Es empfiehlt sich aber, die toten Mäuse zunächst liegen zu lassen, da die Kadaver sehr bald von anderen Mäusen angeknagt und so neue Gelegenheit der Krankheitsübertragung und Vernichtung der Mäuse gewonnen wird.

Ueber das Recht der Presse, öffentliche Uebelstände zu besprechen und zum Gegenstand ihrer Kritik zu machen, hat das Reichsgericht ein für die gesamte Presse wichtiges Urteil gefällt, indem darin der Presse das Recht zuerkannt wird, Uebelstände zur Sprache zu bringen. Einerseits werden dadurch den Behörden solche bekannt gegeben, andererseits wird ein gewisser moralischer Druck auf die vorgelegten Behörden ausgeübt, eine Untersuchung einzuleiten, event. eine Abhilfe herbeizuführen. Klagen in der Presse über wahrgenommene Mißstände handeln in Wahrnehmung des berechtigten Interesses, das jeder Staatsbürger daran hat, daß solche Handlungen nicht vorkommen.

Schnell zum Millionär avanciert. Wie man in Berlin innerhalb weniger Wochen

Millionär werden kann, das lehrt der folgende von der „Allgemeinen Fleischzerlegung“ mitgeteilte Vorfall. Das im Hausviertel unter dem Namen Judenwiesen bekannte große Terrain wollte der Besitzer verkaufen. Der damit beauftragte Kommissionär erhielt das Terrain auf seinen Wunsch auf drei Monate fest an die Hand gegen ein Angebot von 1 600 000 M. Inzwischen ist es ihm gelungen, die Hälfte des Terrains für 1 700 000 M. zu verkaufen, während die ihm noch geliebene zweite Hälfte jetzt, nachdem der Bau einer Brücke von der Stadt beschlossen ist, auf einen Wert von 2 Millionen Mark geschätzt wird! Die Verantwortung für diese Mitteilung glauben wir dem zitierten Blatte überlassen zu müssen.

(Nützen oder Schaden die Sperlinge?) Die lange bestrittene Frage, ob der Sperling mehr Schaden oder mehr Nutzen thut, scheint endlich durch eine in England kürzlich erschienene Broschüre der Ornithologen Mr. Tegetmeir und Mrs. Demerod endgiltig entschieden zu sein. Jahre lang haben beide Sperlinge feiert und alle möglichen Informationen über den Vogel gesammelt. Sie können nicht umhin, das Todesurteil über den Sperling zu sprechen. Die Sperlinge fressen sie, treiben viele Bögel, wie Schwalben fort, die nur von Insekten leben. Selbst die Nahrung junger Sperlinge besteht nur zur Hälfte aus Insekten, während ausgewachsene Sperlinge fast gar keine Insekten fressen. Ihre Speise besteht aus Samen und kleinen Vegetabilien aller Art. Das landwirtschaftl. Amt der Vereinigten Staaten will eine Strafe darauf gesetzt wissen, wenn Jemand Sperlinge beschützt, und der kanadische Minister der Landwirtschaft erlaubt Jedem Sperlinge zu schießen.

Wirsingjuppe: Man entfernt von einem mittelgroßen Wirsingkopf die äußeren rauhen Blätter, die größeren Blattrippen und den Strunk, wäscht die übrigen zarten Blätter und das Herzchen in frischem Wasser und wiegt es dann nicht allzusehr. Nun wird es in eigroß, gutem Bratenfett mit einer fein geschüttelten Zwiebel durchdünstet, mit einem Kochlöffelchen Mehl angeflänt, nach einigen Minuten mit Fleischbrühe oder siedendem Wasser aufgefüllt und mit dem nötigen Salz, etwas weißem Pfeffer und geriebener Muscatnuß noch eine Weile gekocht. Beim Anrichten verstärkt man die Suppe mit 3 Theelöffelchen Maggi und erspart damit das Legieren mit Eigelb vollständig.

[Geistesgegenwart] Ein Herr unterhält eine Gesellschaft durch Nebelbilder, indem er zu jedem Bilde eine Erklärung giebt. Plötzlich versagt der Apparat, und die Leinwand erscheint völlig dunkel. Der Darsteller weiß sich aber zu helfen und erklärt: „Kampf zwischen Negern in einem Tunnel!“

[Ein Schmeichler.] Hausierer: „Kaufen Sie mir doch eine Stiefelbürste ab, gnädiges Fräulein!“ — Dame: „Das sind doch keine Stiefelbürsten, das sind ja Zahnbürsten!“ — Hausierer: „Ja, das sind sie allerdings, aber bei Ihren kleinen Füßen sind sie als Stiefelbürsten groß genug!“

[Bernichtende Kritik.] Dichter: „Interessieren Sie sich auch für Lyrik, mein Fräulein?“ — Junge Dame: „O ja, ich habe Goethe im Kopf und Schiller im Herzen!“ — Dichter: „Da haben Sie also für meine Gedichte kein Plätzchen mehr übrig?“ — Dame: „Doch, die habe ich im Magen!“

[Kothederblüte.] Professor: „Ich führe Ihnen jetzt, meine Herren, den Phonographen vor. Zum Lobe dieser genialen Erfindung brauche ich nichts weiter zu sagen — die spricht für sich selbst!“

[Auch eine Ausrede.] „Kellner, ich hatte Kartoffeln bestellt, hier liegt aber nur eine einzige Kartoffel auf der Schüssel! — „Ach, entschuldigen Sie, Herr, ich hatte das „n“ nicht gehört.“

